

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Brand, Reinhold: Onbekend

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Tür auf. Wer kommt 'erein? Mei' Dchs aus Dffebach. »Gu'n Tag, Hermann,« spricht er, »ich wollt' dich emal besuche!« — »Das is recht,« sagt' ich, »mach der's bequem!« Bier Tag' is er gebliwwe. Nu hat nadierlich auch mei' Braut kennegelernt. Die zwei sich sehe un inenanner verschieße, war 's Werk von 'm Augblick. Ich muß der Wahrheit die Ehr' gewiwe, se hawwe sich sehr zusammengeomme, awwer se konnte ihr Liebesweh schlecht unnerdrücke. Ja no, was soll mer da sage! Das sin höhere Mächte. Dagege lehnt sich kei' Mensch, der Griß im Kopp hat, auf. Alle paar Woche kam de Dchs aus Dffebach ankutschiert. Nu eines schönen Vormittags is mei' Braut bei mich komme un hat fürchterlich geslennt. »Was hast de dann, mei' Alkelche?« fragt' ich mit ere großartige Ruh'. Inwendig war ich awwer sehr aufgereggt. »Hermann,« gerrt se, »ich kann dich net nemme!« — »So,« sagt' ich, »wen willst de dann nemme?« — »Ich weiß noch net!« — »Du weißt's noch net? Ich will dir draufhelfe. De Dchs aus Dffebach willst de nemme!« Da sin ihr die Träne aus de Auge geschosse, mer kommt' e Handtuch drummer halte. »Alles is Schicksal,« sagt' ich, »un als Mann von Bildung trotz ich 'm net. Gibst du mir auch ein' Schubbs, ein Dchs, scheint's, war der bestimmt!« So is die Sach' ausenannergange. Die Vene hat de Dffebacher Dchs genomme, un ich muß sage, sie is sehr glücklich geworde. Beim erste Bub sollt' ich Pate stehe. Ich hab' awwer heftlich abgelehnt. Ich hab' herentgege e schön' Geschenk gemacht. Mei' Mutter hat immer gesagt: »Du hast kei' Gall'!« Zehe Jährcher sin seitdem

der Tasche und fuhr damit über die rote Stirn. Dann hob er das Glas gegen uns, die wir andachtsvoll zugehört hatten, und rief mit Würde: „Zum Wohl, meine Herren!“

### Unbekend.

Von Reinhold Brand.

Wer von euch hat den alten Methsfäßl gekannt? Jedes Kind im Dorfe konnte euch den Weg nach seinem Hause zeigen. Da saß er, ein spindeldürrs Männchen, frierend und hustend im Lehnstuhl hinter dem Kachelofen und schnappte nach Luft. Nur selten trat eine freie Stunde ein. Die Bauern sagten, er hat den „Dampf“, Asthma nannte es der Doktor. Da war wenig zu machen. Eine neue Lunge einsetzen, das hätte auch der selige Eisenbart nicht fertiggebracht; da galt es hauszuhalten mit dem wenigen, was den Korpus noch mit knapper Not in Gang hält; haushalten und aushalten.

Heute hat der Alte wieder einen schwarzen Tag. November ist es, und die Luft so dick und vernebelt, daß man sie schier anschneiden könnte; nur mit Mühe zwingt sich das unentbehrliche Lebenselement durch die verschlackten Röhren. Ein Anfall folgt dem andern. Schwerer, nicht endenwollender Husten erschüttert den gebrechlichen Körper, daß der Schweiß in Strömen von der Stirn herabfließt und das Gesicht eine bläuliche Färbung annimmt. Dann reißt der Kranke in Todesangst das Halstuch vom Leibe und röchelt und stöhnt wie ein Sterbender. Aber

keiner kümmert sich darum. Die Methsfäßls sind daran gewöhnt, nun schon seit vielen Jahren. Rudolf, der Enkelsohn, der die Stadtschule besucht, sitzt am Fenster und lernt die Vokabeln zu Dünnebiers lateinischem Übungsbuch.

Um den Alten macht sich plötzlich ein fremdes Weib zu schaffen, eine schlechtgekleidete, verwahrloste Gestalt von brauner, verwetterter Hautfarbe, mit dunk-

len, feurigen Augen und zerzaufem Haar. Wie ist sie hereingekommen? Der Junge am Fenster ist starr vor Ueberraschung und Furcht, als er die Heze wahrnimmt; mäuschenstill duckt er sich in die Ecke, aber nichts entgeht ihm.

„Väterchen, armes altes, Maruschka wird helfen!“ tröstet die Fremde. Dann nimmt sie ein Blech, tut glühende Kohlen darauf und streut trockene Kräuter darüber, bis sich ein dicker, übelriechender Dampf entwickelt, den sie



Da sin ihr die Träne aus de Auge geschosse, mer kommt' e Handtuch drummer halte.

verflogte. Mer wird alt. Daß ich hierher verzoge bin, war der klüggt' Streich, den ich mache konnt'. Die Frau Gumsenheimer im »Löwe« tocht aktrat wie mei' Mutter. Das hat mein Mage barbarisch gehobe. Der kann eß Sohlleder verdaue. Ja no, un die Heiratsputze sin mer vergange. Ledig bleiwe heißt Lehrgeld gewiwe. Ich kann e Liedche devon singel!«

So erleichterte Herr Dchs, unser neuer Freund, sein Herz. Nun zog er das Schnupstuch aus

den Alten einatmen läßt. Die Zigeunerin macht mit der freien rechten Hand eine kreisförmige Bewegung, und ihre Stimme vermischt sich mit dem Stöhnen des Alten zu einem erschreckenden Mißklang. Langsam und feierlich sagt sie ihren Zauberspruch her: „O bikka billa! Dampf, weiche dem Dampf! abra cad, abra eso molitu muru!“

Dreimal wiederholt das Weib die Beschwörungsformel, dreimal zieht sie den magischen Kreis. Und siehe da! Kaum hat sie geendet, da tritt die Erlösung ein: die Luftwege werden frei, der Kranke kommt wieder zu sich, die

Sie kam nicht weiter. Rudolfs Mutter war in die Stube getreten und wies dem ungebetenem Gast mit harten Worten die Tür. Alle Beteuerungen der Zigeunerin, daß sie nur dem Kranken helfen wolle, und selbst die Fürsprache des alten Methfähl halfen nichts; die Hausfrau ließ sich nicht erweichen und drängte die Tochter der Bußta zum Hause hinaus. Unter einer Flut von Verwünschungen und gräßlichen Flüchen verschwand sie hinter den nächsten Häusern des Dorfes.

Sollte sich der Fluch erfüllen? Der Zauber der Zigeunerin verlor nur zu bald seine Wirkung. Wieder und wieder kam der „Dampf“ mit all seinen Schrecken und brachte dem Alten neue Qualen. „Er kann nicht leben und nicht sterben!“ sagten die Bauern, und sie sagten auch sonst noch mancherlei von Sünden und Sündenstrafen, und was gedankenlose Leute daherschwäben. Methfähls Zustand wurde je länger je schlimmer.

In der darauffolgenden Nacht wurde im Pfarrhause eingebrochen. Auch dort hatten sich die Zigeuner lästig gemacht, und man bezeichnete sie sogleich als die Täter und schickte ihnen den Häfcher nach, der die Bande festhielt. Aber als man im Pfarrhause genauer zusah, ergab sich, daß zwar alles durcheinandergeworfen, aber nichts von Bedeutung entwendet war. Da der Beamte auch nichts Verdächtiges gefunden hatte, so mußte man die Zigeuner laufen lassen.



„Väterchen, armes altes, Maruschka wird helfen.“

Augen fangen an klar zu werden, das Gesicht nimmt die gewöhnliche Färbung an, der eben zusammengebrochene Körper strafft sich empor und sogar ein Lächeln spielt um die verrunzelten Rippen.

„Frau, du kannst mehr als Brot essen!“ sagte Methfähl, dankbaren Blickes zu der häßlichen Zigeunerin aufschauend. „Sie sollen dir ein paar Eier geben. Rudolf, wo ist die Mutter?“

Und als ob nichts vorgefallen wäre, stopfte er sich die Pfeife, legte Schwamm auf und rauchte, daß die Fremde von dicken Wolken umhüllt wurde.

Maruschka hatte plötzlich seine Linke erfaßt und betrachtete die Linien in der Handfläche. „Glücksfind!“ sagte sie, „da liegt Reichtum, da liegt Gold. Aber o weh! Da ist auch der Mann, der böse. Nimm dich in acht...“

Nun ruht der alte Methfähl längst in der kühlen Erde. Sein Sohn ist ihm schon vorausgegangen; Katherlise, die Schwiegertochter, und der junge Rudolf trauern ihnen nach. Rudolf ist nun fünfzehn Jahre alt und der Schule entwachsen. Was beginnen? Ein „lateinischer Bauer“, das tut nimmer gut; zum Handwerker ist der Bursche zu unpraktisch, zum Studieren zu arm. Daß bißchen, was die Methfähls besitzen, reicht eben aus, um die Witwe über Wasser zu halten: ein Häuschen, ein paar Aecker, ein Weinberg und was der Kleinbauer an Tieren hat, das ist alles. Guter Rat ist teuer. Nach langem Hin und Her kommt Rudolf in ein benachbartes Landstädtchen in die Lehre als Schreiber bei einem Rechtsanwalt.

Eine neue Welt tat sich dem Bauernjungen hier auf. Der stete Umgang mit gebildeten Leuten, der städtische Schliff, der Einblick in die kleinsten Verhältnisse so mancher Bürger machten ihn früh reif und weiteten seinen Blick. Aber er blieb bescheiden und wurde auch im Hause seines Brotgebers recht kurz gehalten. So vergingen mehrere Jahre. Da trat über Nacht ein Ereignis ein, das für sein ferneres Schicksal bestimmend sein sollte.

„Wißt ihr auch schon das Neueste? Dem Doktor Kneller sein kleiner Schreiber ist Willio-

när geworden.“ Die Balgerin, die Klatschpost des Städtchens, rannte wie besessen umher und verkündete es jedem, der es hören wollte. „Zwei Millionen Gulden hat er geerbt in Holland.“

„Wa—s, zwei Millionen?“

„Ja, ja. Da leist selbst. Hier steht's schwarz auf weiß.“

Und die Balgerin faltete die neueste Nummer des „Saaleboten“ auseinander und hielt den Leuten eine fettgedruckte Anzeige unter die Nase:

„Erbschaft. Zwei Millionen Gulden. Gesucht werden die Erben des in Holland verstorbenen Johann Konrad Methfähl aus Thüringen. Berechtigte wollen sich melden bei Herrn Meller in Amsterdam.“

Die Balgerin wußte aber noch mehr. Der alleinige Erbe dieser Millionen, der kleine Schreiber, war der Enkel des einzigen Bruders des Johann Konrad Methfähl. Sein verstorbener Vater war wegen dieser Erbschaft schon einmal am „Ante“ gewesen, aber es war dabei nichts herausgekommen, denn die Holländer fanden immer neue Gründe, die Sache zu verschleppen, und allmählich war alles in Vergessenheit geraten. Aber nun lag die Sache in guten Händen; der Herr Meller in Amsterdam würde ja alles regeln.

Schnell wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht in der Stadt, dem ahnungslosen Erben selbst überraschend. Millionär! Es überließ einen heiß und kalt, wenn man davon hörte: der kleine unbeachtete Schreiber Millionär! Ja, viele hatten es schon lange geahnt, daß in dem Jungen etwas ganz Besonderes stecke. Wunderbar, alles was er tat, fand man schön und eigen, was er sprach, war geistreich. Man drückte ihm die Hand, wo er sich sehen ließ, warb um seine Huld, gab ihm Ratschläge, wie er sich verhalten solle. Der Bürgermeister ließ ihn zu sich kommen und belehrte ihn über den Wert des Geldes und eine sichere Kapitalanlage; Raam, der Lehrer in Mathematik und Algebra, rechnete ihm vor, wie sich der Mammon nach der Zinseszinsrechnung selbsttätig vermehrt; Wilhelmi, der tüchterreiche Amtschreiber, lud ihn sogar zu einem „Löffel Suppe“ ein.

„Da kommt der Goldjunge!“ wisperten die jungen Mädchen, wenn sie ihn kommen sahen. Horchs Berta hatte sich feinewegen einen neuen blauen Schleier angeschafft und ließ ihn, damit geschmückt, alle Augenblicke über den Weg. Und gar in der Tanzstunde! Diese verlangenden Blicke von der Mädchenbank her. Der Tanzlehrer und Schornsteinfegermeister Kretschbein behandelte ihn wie einen Prinzen und ließ ihn, wider alles Herkommen, die Wahl unter den Schönen. Aber hier zeigte sich wieder, wie die Leute sagten, seine geistige Größe. Der junge Millionär tanzte wie früher noch mit der langen,

eckigen Christel, die ihren Tänzer immer gegen die Knie stieß, und mit der molligen kleinen Marianne, die sich schleppen ließ wie ein Mehlsack. Er trug auch der blonden Agnes nichts nach, der reichen Gerberstochter, die früher immer so förmlich und spröde gegen ihn gewesen war. Gegen alle war er gleich freundlich wie vorher.

Rudolfs Mutter, die Katherlise, weinte vor Freude und wußte sich nicht zu fassen. Dann aber wurde sie wieder nachdenklich und meinte, wenn nur kein „Humm“ dazwischenkommt, wie schon früher einmal, als der Vater noch lebte. Doch wußte Rudolf alle Bedenken zu beseitigen. Sein junges Herz war voll froher Hoffnungen für die Zukunft.

Der Rechtsanwalt Doktor Kneller freilich sah die Sache mit anderen Augen an. Schon die Fassung jener Bekanntmachung im „Saaleboten“ gefiel ihm nicht. Wer war dieser Meller? In welcher Eigenschaft handelte er? Warum gab er nicht seine genaue Adresse an? Das alles war wenig vertrauenerweckend. Immerhin mochte hinter all dem Gerede ein berechtigter Kern stecken; daher beschloß er, der Sache im Namen seines Schreibers auf den Grund zu gehen. Es schien fast, als sollte ihm der weitere Verlauf recht geben. Ein an den Meller gerichteter Brief kam bald zurück. „Unbekend“ stand auf der Rückseite, mit den zahlreichen Unterschriften der Amtspersonen darunter. Er schrieb an den „Saaleboten“ um Aufklärung über den Ursprung der Bekanntmachung — vergebens; die Aufgabe war am Schalter erfolgt, die Gebühr sofort bezahlt und eine nähere Angabe nicht mehr möglich. Auch im „Ant“ weiß niemand etwas zur Aufklärung anzugeben. Aber es gibt noch andere Wege. Doktor Kneller schrieb unter ausführlicher Darlegung der Verhältnisse an die diplomatische Vertretung in der Residenz.

Lange, bange Stunden, Tage, Monate der Erwartung. Endlich — ein versiegeltes Schreiben aus dem Ministerium. „Ja, es hat seine Richtigkeit. Ein Johann Konrad Methfähl ist in den Niederlanden mit Hinterlassung von über zwei Millionen Gulden ohne Leibeserben und ohne Testament verstorben. Woher er stammt, ist nicht erwiesen; man weiß nur: aus Thüringen. Das Erbe ist schon seit vielen Jahren hinterlegt; es gilt nun, die Erbberichtigung urkundlich nachzuweisen. Geschieht dies innerhalb der nächsten sechs Monate nicht, so fällt kraft des Gesetzes alles der Kommune zu, in welcher der Erblasser zuletzt gewohnt hat.“

Das war doch 'mal ein Wort. Der Schatz lag da; er brauchte nur gehoben zu werden. Und das konnte nicht fehlgehen. Rudolfs Großvater hatte mehr wie einmal erzählt, daß er einen Bruder habe, der nach Holland und von da

nach Batavia gegangen sei, aber nichts von sich hören lasse. Wer anders konnte dies sein als der verstorbene Johann Konrad? Die alten Kirchenbücher mußten hierüber Auskunft geben.

Der nächste Gang unseres Freundes war zum Pfarrherrn seines Heimatdörfchens. Der greise Herr suchte den Band hervor, welcher die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts umfaßte, und blätterte in den verschwürkelten, mit lateinischen Ausdrücken gespickten Kirchennachrichten



Der Pfarrherr suchte hin und her.

hin und her, — vergebens: unter den wenigen Geburten des Ortes war eine Aufzeichnung weder über den Johann Konrad Methfäsl, noch über den betreffenden Großvater zu finden. War das

Kirchenbuch so lückenhaft geführt, oder schien es nur so? Aber nein; es war nicht so. Welche Niedertracht! Zwei zusammenhängende Blätter waren, offenbar mit Gewalt, aus dem Buche so geschickt entfernt, daß man den Frevler erst bei ganz genauer Durchsicht bemerken konnte. Und diese kostbaren Blätter, sie allein waren beweisend und entscheidend für Sein oder Nichtsein, für Haben oder Nichthaben.

Wer hatte es getan? Wann war es geschehen? Warum gerade diese Blätter? Dem hoffnungsreichen Erben wurde es schwarz vor den Augen und er war einer Ohnmacht nahe. Der Pfarrherr suchte hin und her, ob sich die Blätter etwa verschoben hätten, — umsonst, sie waren und blieben verschwunden. Und nun erinnerte er sich des Einbruchs in jener Novembernacht, als die Zigeunerbande das Dorf heimgesucht hatte. Damals zerbrach man sich den Kopf, was das zu bedeuten gehabt hatte, da nichts vermißt wurde. Jetzt wußte man es.

Der unglückliche Erbe ging umher wie ein Träumeyder. So nahe am Ziel, und alles aus! Und wiederum hatten die Klatschbasen des Städtchens reichen Stoff; und immer schwächer wurde der goldige Strahlenkranz, der sich um die Person des kleinen Schreibers verbreitet hatte, bis er schließlich ganz verschwand. „Schwindel!“ sagten die Leute, „grober Schwindel!“

Rudolf Methfäsl war zwar geknickt, aber nicht entmutigt. Er hoffte noch immer, irgend etwas erreichen zu können, und zwar durch persönliches Eingreifen an Ort und Stelle. Be-

stärkt von unberufenen Ratgebern, raffte er zusammen, was er noch hatte, und dampfte ab — nach Amsterdam. Vergebens hatte der Rechtsanwält abgeraten, vergebens hatte Katharine den Zungen beschworen, von der Fahrt ins Ungewisse abzutehen, es half alles nichts: „Ich muß es tun!“ sagte er, und dabei blieb er.

Zagend saß die arme Frau daheim und wartete. Es kam auch nach einiger Zeit ein Brief an, worin Rudolf mitteilte, daß er dem Herrn Meller auf der Spur sei und daß er zum Konsulat gehen wolle. Aber dann blieben alle Nachrichten aus; nie wieder hat man etwas von ihm gehört; alle Nachforschungen waren umsonst. War es ein Wunder? Unerfahren, der Landessprache nicht kundig, hatte sich der junge Mensch in den Strudel einer großen Seestadt gestürzt, wo Hunderte von geriebenen Gaunern und Verbrechern auf ihre Opfer lauerten, und sich wahrscheinlich dem ersten besten in die Arme geworfen. Wer fragt darnach, wenn aus den kalten Fluten der vielen, meist uneingefriedigten Grachten ein ausgeraubter Mensch hervorgezogen wird, tot und steif, ohne Ausweis, ohne Papiere? Unbekend heißt es in dem Amtsbericht, und damit ist die Sache abgetan. Unbekend!

Und weit dahinten in dem kleinen thüringischen Dörfchen sitzt eine arme Mutter und weint und wartet und wartet. Bis man auch ihr die müden Augen zudrückt. . . .

### Deutsche Sprache.

Wie der Stolz auf unsre eigene Sprache, der oft noch schlummert, einmal hell erwacht und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, welche sie uns selbst darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, so wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden. . . . Kaum ein anderes höheres Recht geben mag es als das, kraft dessen wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmählichen Fesseln gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintansetzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete. Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet. Dann werden sie wie Flocken zerstreut, wenn Deutschland, sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache im Guten und Schlimmen bisher angelassen habe: ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschicke lange noch nicht erfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern wir auch eine Braut davontragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schadern strömen.

Jakob Grimm.